Dr. Ernst Jennys literarisches Schaffen

Autor(en): Valentin Lötscher

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1961

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/27bec30c-1576-443c-9f4e-391f06eb47d0>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Dr. Ernst Jennys literarisches Schaffen

Von Valentin Lötscher

Als Dr. Ernst Jenny-Haefelfinger am 17. Juni 1959 starb, mußte sich die Redaktion aus Zeitgründen im «Stadtbuch 1960» auf eine Photographie des Verstorbenen und einige Worte des Gedenkens beschränken, mit dem Versprechen allerdings, im nächsten Jahrgang seine literarische Tätigkeit im Zusammenhang zu würdigen. Dieses Versprechen einzu lösen, ist mir eine willkommene Dankespflicht, sowohl als Schüler wie auch als Redaktor. Im Jahre 1917 ist Ernst Jenny als Nachfolger Albert Geßlers in die Redaktion des «Basler Jahrbuches» eingetreten und hat dieses Amt volle 35 Jahre ausgeübt, zuerst zusammen mit August Huber, und dann, von 1936 bis 1953, an der Seite Gustav Steiners. Das «Jahrbuch» verdankt ihm sehr viel!

Als Achtzigjähriger hat Jenny im Jahre 1954 eine kurze Autobiographie verfaßt, die dann nach seinem Tode gedruckt worden ist. Ihr entnehmen wir auch größtenteils die folgenden Personalien, die man kennen muß, wenn man seine publizistische Tätigkeit verstehen will.

Der Erdboden, in dem Ernst Jenny wurzelte, war jenes heimelige Kleinbasel mit seinen idyllischen Gassen, verwinkelten Häusern und Höfen, das wir vor allem aus den Schilderungen Theobald Baerwarts kennen und lieben. Hier wurde er als zehntes Kind des Lehrers und Schulinspektors Wilhelm Jenny-Otto und dessen Gemahlin Elise am 3. November 1874 geboren; hier verbrachte er eine frohe Jugendzeit in dem Elternhause, das «in heute unmöglich scheinender Enge zu Zeiten beide Großeltern und eine kleine Verwandtenfamilie» mit der eigenen Familie vereinte, deren Kinderzahl schließlich bis auf vierzehn stieg. Neben dem strengen Vater, der schon frühzeitig starb, und den «gütigen, humorvollen Großvätern mit ihrer

ruhigen Lebensweisheit» war es vor allem die liebevolle, fromme Mutter, die den Grund zu seinem Weltbild legte, eine Mutter, die trotz des riesigen Haushalts noch Zeit fand, regelmäßig in der Bibel zu lesen. So hat Jenny wohl von allen dreien sein Erbteil miterhalten, vom Vater «des Lebens ernstes Führen», von der Mutter die Frömmigkeit, von den Großvätern den Humor, von allen zusammen die Freude an der Arbeit.

Auf die glückliche Jugend, die erfüllt war von der Lust am Lernen, ausgedehnter Lektüre, Musik und Turnen, fiel ein erster Schatten durch einen komplizierten, ungeschickt behandelten Armbruch, der den Musikfreund außerstande setzte, sein Klavier- und Geigenspiel fortzuführen, und den von Natur aus bereits scheuen Jüngling noch mehr mit Minderwertigkeitskomplexen belastete. Was ihm an Stelle der Instrumentalmusik blieb, war der Gesang, und so wandte sich nun seine ungewöhnliche Musikbegeisterung ganz der Pflege des Gesanges zu. Eine zweite schwere Prüfung brachte der frühe Tod des Vaters.

Im Obern Gymnasium trat Jenny in den Schülerverein «Concordia» ein, wo er vielseitige geistige Anregung erhielt. Lange Zeit trug er sich mit dem Gedanken, Theologie zu studieren, wie bereits zwei seiner Brüder; im letzten Schuljahr entschloß er sich dann aber für Germanistik, Geschichte und Philosophie. Er studierte sechs Semester in der Heimatstadt, dann je eines in Heidelberg, wo er u. a. den Philosophen Kuno Fischer hörte, und in Berlin. Die in Berlin begonnenen Gesangsstudien setzte er in Basel bei Emil Hegar fort.

Wichtiger wohl als alle akademischen Lehrer wurde für ihn sein Schwager und Freund Hermann Oeser (1849—1912), der dem jungen Studenten zum treuen Mentor wurde. Oeser war der Sohn eines hessischen Pfarrers und Volksschriftstellers, ein äußerst feinfühlig, aber schwermütig-grüblerischer Philosoph und Gottsucher. Ebenfalls von der Theologie herkommend, wandte er sich eine Zeitlang von der Kirche ab, wurde Germanist, Gymnasiallehrer und zuletzt Seminardirektor. Dem innern Beruf nach war er ein religiös-ethischer Schriftsteller, nachhaltig beeinflusst von Carlyle und Kierkegaard; er schrieb

Gedichte, Novellen und Aufsätze weltanschaulichen Gehalts, die damals offenbar begeisterte Leser fanden, die jedoch infolge ihrer überreichen Bildersprache und der vielen literarischen Anspielungen nur sehr schwer lesbar und heute völlig vergessen sind. Jenny hat dem väterlichen Freund, dem er in Anlage und Entwicklung stark ähnlich war, eine pietätvolle, umfangreiche «Darstellung» gewidmet (1930), eine Art Seelengeschichte, als Wegweiser zugleich für alle Suchenden.

Wir sehen, wie Jenny hier — im Banne Oesers — wieder in die Nähe der Theologie gerät. Er sagt selbst, er habe seinen Jugendtraum, die Theologie, nur aufgegeben, «um sie innerlich nie aufzugeben». Es ist kein Zufall, daß er gerade die Religionsstunden so gerne erteilte, noch Jahre nach seiner Pensionierung, und einen priesterlichen Zug wies auch sein feierliches, distanzschaffendes Auftreten auf, sowie seine hohe Auffassung des Lehramtes, der Deutschlehrer solle «Treuhandler sein des Wortes» . . . Daneben gab es freilich — glücklicherweise — auch den fröhlichen, humorliebenden Gemütsmenschen Jenny, der sich so herzlich freuen konnte über eine lustige Anekdote. Aber davon später!

In der großen Bibliothek Oesers in Karlsruhe arbeitete Jenny in aller Stille seine Dissertation aus, die sich mit der altdeutschen Lektüre Goethes befaßte. Die unerwartete Möglichkeit, an der untern Realschule in Basel als Stellvertreter ein Pensum zu übernehmen, riß ihn mitten aus seinen Studien heraus, in die Schulstube; dennoch schloß er im Jahre 1900 sein Studium mit dem Doktorexamen erfolgreich ab und konnte sich nun ganz der Schule widmen. Nach verschiedenen Vikariaten wurde er 1902 an der Knabensekundarschule «zur Mücke» fest angestellt — er hat später in einem Sonntagsblatt der «Basler Nachrichten» über diese glückliche Zeit berichtet —, und noch im gleichen Jahre verheiratete er sich mit Wilhelmine Haefelfinger, die seine künstlerischen Neigungen teilte. Drei Jahre später wurde er an das Humanistische Gymnasium gewählt, wo er von 1905 bis 1937 in den Fächern Deutsch, Singen, Schreiben und Religion unterrichtete.

Im Zentrum von Jennys Bildungswelt stand — neben der

Musik — die deutsche Klassik. An Lessing, dem er 1937 seine Ansprache an der Promotionsfeier widmete, gefiel ihm vor allem das Mutig-Kämpferische, sowie seine große Bescheidenheit. Mit Goethe hatte er sich seit der Schulzeit bis zur Dissertation am intensivsten beschäftigt, und auch später galt seine besondere Vorliebe stets dem Olympier in Weimar, so daß er sich im Laufe der Zeit ganz erstaunliche Kenntnisse auf dem weiten Feld der Goethe-Forschung erwarb. Wie gut er auch seinen Schiller kannte, beweist allein schon die von ihm betreute prächtige *Schiller-Ausgabe* im Verlag Birkhäuser. Gustav Steiner erzählt, er habe als wissenschaftlicher Leiter der Birkhäuser-Klassikerausgaben gezögert, ob er Jenny eher die Goethe- oder die Schiller-Ausgabe übertragen wolle, weil er dem Vielseitigen beides zutraute; wenn er sich schließlich für Schiller entschied, so dachte er dabei an Jennys philosophisch-ethische Grundhaltung, die diesen ganz besonders dazu befähigte, den idealistischen Dichter zu durchdringen und ihn unserer so Schiller-fremden Gegenwart wieder näherzubringen, was wohl die schwerere Aufgabe war. Der große Erfolg hat ihm recht gegeben.

Auch in der *Schule* war es vor allem das Wunderreich der deutschen Klassik, das Jenny seinen Schülern auftrat; aber auch die Romantik, die großen Schweizer, ganz besonders C. F. Meyer, und der Naturalismus (Hauptmann, Ibsen) kamen zu ihrem Recht, wobei ein weiteres Spezialgebiet Jennys, seine Theaterbegeisterung, ebenfalls der Schule zugute kam. Er war von seinem Stoff erfüllt und fühlte sich glücklich, wenn er andern davon mitteilen konnte. Daß es ihm trotz seiner umfassenden Kenntnisse und trotz seiner unermüdlichen Berufstreue nicht immer gelang, mit den kritisch eingestellten und teilweise übermütigen Gymnasiasten den richtigen Kontakt zu finden, ist bekannt und steht hier nicht zur Diskussion. Viele Schüler wissen ihm aufrichtig Dank für seinen gediegenen Literaturunterricht, wie auch für die in den Aufsätzen geübte strenge sprachliche Schulung. Der Rektor des Humanistischen Gymnasiums, Herr Dr. Gutzwiller, hat bei der Bestattung die Verdienste des Verstorbenen um die Schule in ergreifenden Worten gewürdigt.

Es ist erstaunlich, wie es Ernst Jenny gelang, neben dem aufreibenden Lehramt noch eine Fülle anderer Arbeit zu leisten, als *Publizist und Rezensent*, sowie als Mitglied von Vereinen und gemeinnützigen Institutionen. Seit 1908 war er eifriges Mitglied des Basler Gesangvereins, von 1910 bis 1913 sogar dessen Präsident, ferner war er in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft, der Neuen Helvetischen Gesellschaft, der Hebelstiftung, der Kommission der Allgemeinen Bibliotheken, im Kirchenvorstand der Münstergemeinde, in der Allgemeinen Armenpflege usw. Er hielt auch eine Reihe von Vorträgen in verschiedenen Gremien, meist aus den bereits skizzierten besonderen Interessengebieten, gelegentlich auch über ein scheinbar abliegendes Thema wie den Erzketzer «David Friedrich Strauß als Mensch und Schriftsteller» (Sep.-Druck, Basel 1927), wo die Stoffwahl nicht sofort einleuchtet, sich aber aus einer bestimmten Erlebnissphäre heraus erklären läßt. — Im Auftrag der schweizerischen Gymnasiallehrer schuf er eine Neuausgabe des Lesebuches von Bächtold. Ja er schrieb sogar zu Theodor Barths lustigem Kinder-Bilderbuch ebenso gelungene Verse, die sich um Feuerwehr, Soldaten und Festleben drehen.

All diese «Nebenarbeit» konnte er nur leisten dank einer guten Gesundheit, einem unbändigen Schaffens- und Gestaltungswillen und nicht zuletzt dank der Freude, die ihm aus dem Geleisteten wieder erwuchs. Den schönsten Gewinn daraus hat das «*Basler Jahrbuch*», der Vorläufer des heutigen «*Stadtbuches*», davongetragen, das Jenny nicht nur als initiativer Redaktor betreute, sondern auch mit zahlreichen eigenen Beiträgen bereicherte. Seine Mitarbeit daran erstreckt sich über mehr als ein halbes Jahrhundert! Im Jahrbuch 1902 erschien, im Anschluß an seine Dissertation, eine Miscelle über «Goethe und Thomas Platter», und als letzten Beitrag schrieb er im Jahrbuch 1957 einen Nekrolog auf den ihm befreundeten Historiker und Schulrektor Dr. Paul Burckhardt. Dazwischen liegen zehn größere Aufsätze, die Mehrzahl davon freilich aus den Jahren nach 1937, der Zeit nach der Pensionierung. Thematisch lassen sich drei große Kreise erkennen: Musik, Theater und Alt-Basel.

Einen späten Rückblick auf die musikselige Jugendzeit schenkte uns Jenny in dem Aufsatz *«Basler Hausmusik um die Jahrhundertwende»* (B. Jb. 1953), der für jeden Freund des Chorgesanges eine wahre Fundgrube bedeutet. Die ersten musikalischen Erlebnisse wurden ihm im Hause des Juristen Andreas Heusler II. zuteil, wo sich allwöchentlich eine Anzahl Damen und Herren zum Studium kleiner Chorwerke zusammenfanden. Der Hausherr, der selbst mitsang, liebte ebenfalls Bach über alles, war aber auch bekannt für seine Abneigung gegen Wagner und gegen den Männerchorgesang (*«Finde Si Männerchor au Musig?»*). Schöne Quartettabende erlebte der junge Tenor, zusammen mit der später berühmt gewordenen Altistin Maria Philippi und mit René Vortisch, bei Frau Dr. S. Fiechter-Jung, der Tochter C. G. Jungs, von der die Firma behauptete, sie stamme von Goethe ab. *«Ein Mittelpunkt gesellig-musikalischen Lebens»* war vor allem das Haus des Staatsarchivars Dr. Rudolf Wackernagel, der *«Hintere Württembergerhof»*, der in einem andern Aufsatz dieses Bandes beschrieben ist, im Sommer auch der *«kleine Wenkenhof»*. Gesungen wurden vor allem Volkslieder, aber auch anspruchsvollere Werke von Mozart, Mendelssohn und Brahms. In zahlreichen Basler Häusern fanden damals solche Gesangsabende statt, wobei manchmal auch vergessene musikalische Kostbarkeiten erstmals wieder vorgetragen wurden. Eine verbreitete Mode waren auch die Ständchen, die von den jungen Sängern oft in übermütiger Laune improvisiert wurden. In der Zofingia bestand während Jahren ein Gesangsquartett, bestehend aus Hegar-Schülern. Jenny benützt diesen Anlaß, um an dieser Stelle auch *«Papa Hegar»* ein Denkmal zu setzen, dem hochverdienten Lehrer des Sologesanges in Basel.

Für die Konzerte des *«Basler Gesangvereins»* schrieb Jenny während vieler Jahre ausgezeichnete Vorbesprechungen in der Presse. Auch sonst bewies er seine journalistische Begabung, indem er in den *«Basler Nachrichten»* Bücher rezensierte und eine Zeitlang sogar das Referat Oper und Schauspiel innehatte.

Damit kommen wir zu einer anderen Vorliebe Jennys, dem Theater, das ihn als Musikfreund wie auch als Literaturkenner gleichfalls in den Bann zog; durch einen Vetter, der als Büh-

nenmeister tätig war, wußte er auch überdies Bescheid über das Leben und Treiben hinter den Kulissen. So besaß er denn alle Voraussetzungen, um die bisher wenig bekannte Theatergeschichte des alten Basel zu erforschen. Eine im Jahrbuch 1908 erschienene, auf ausgedehntem Quellenstudium beruhende Darstellung, «*Das alte Basler Theater auf dem Blömlin*», galt jenem Vorgänger des heutigen Theaters, der sich auf dem Areal des linken Flügels des Steinen-Schulhauses erhob. Die Zeit zwischen 1834 und 1850 war die Glanzzeit der Rossini, Bellini, Donizetti, Auber und Meyerbeer. Auch Mozart wurde natürlich häufig gespielt. Das Schauspiel hatte es damals, noch viel mehr als heute, in Basel schwer, neben der Oper zu bestehen; viel eher zogen leichte Stücke, zum Teil mit komischen Einlagen aller Art. Lange und heftig diskutierte man um die Erlaubnis des «Sonntagstheaters».

Noch weiter zurück in die Frühzeit des Basler Theaters führt ein Aufsatz im Jahrbuch 1919, «*Basler Komödienwesen im 18. Jahrhundert*», wo wir den aus Goethes «Wilhelm Meister» bekannten fahrenden Theatergruppen oder «Banden» begegnen. Gespielt wurde in dem primitiven, schlecht heizbaren Ballenhaus an der Torsteinen, und zwar in bunter Folge Hanswurstiaden und Stegreifburlesken, neben hoffnungslos Vergessenem doch auch Gryphius, Goldoni, Molière, Marivaux, Voltaire und Lessing. Aus Ratsprotokollen, Ballenhaus- und Polizeiakten, halbzerstörten Theaterzetteln, Schauspielermemoiren und zerstreuten Notizen in Chroniken gewann Jenny mühsam die zahllosen Mosaiksteine, die er dann zu einem farbenprächtigen Gemälde jener alten Theaterwelt zusammenfügte.

Aus seinen Erinnerungen als Theaterberichterstatter hat Jenny in einer charmanten, von Anekdoten gewürzten Causerie in einem Sonntagsblatt erzählt (B. Nachr., 15. 1. 1956), unter dem Titel «*Vor fünfzig Jahren*». Es war die Zeit, da das alte Theater abbrannte (was Jenny noch als «Unglück» ansah) und eine Zeitlang durch das bescheidene Interimstheater an der äußern Clarastraße ersetzt wurde. Der Chefredaktor, der Jenny den Auftrag gab, war übrigens derselbe Hermann Stegemann, der dann im ersten Weltkrieg durch seine Lagebetrachtungen im «Bund» weitherum berühmt wurde, was ihm in Basel den

Übernamen «Strategemann» eintrug, und in München eine Geschichtspröfessur. Jenny kannte ihn gut als Zimmernachbarn und wußte daher auch viele intime Einzelheiten über dessen Elsässerromane, deren einer, «Kreisende Becher» (1910), vielfach als Basler Schlüsselroman aufgefaßt wurde, was jedoch nur bedingt richtig ist (B. Jb. 1947).

Die Mehrzahl von Jennys Jahrbuch-Aufsätzen läßt sich unter dem Titel *Alt-Basel* zusammenfassen, oder genauer «*Basler Dichtung und Basler Art im 19. Jahrhundert*», so lautet auch die Überschrift des Neujahrsblattes 1927. Die Darstellung beginnt naturgemäß mit Johann Peter Hebel, dem Vater der Basler Dialektdichtung, er ist «für Basel der große Sämann». Seit etwa 1820, seitdem die Universität erneuert ist, beginnt in der nüchternen Handelsstadt ein allgemeiner geistiger Aufschwung, der dann auch bald die ersten poetischen Früchte zeitigt. Namhafte ausländische Gelehrte lassen sich hier nieder und bringen neue Impulse, so vor allem der erste Vertreter des deutschen Idealismus, der Theologe *De Wette*, dessen Berufung Jenny in einem eigenen Aufsatz geschildert hat (B. Jb. 1941). Auf die dichtenden Brüder Gengenbach folgt als «erster Basler Dichter von bleibender Bedeutung» K. R. Hagenbach, der in gewandten Versen und in sinnig-liebenswürdiger Reflexion vor allem das häusliche Leben besingt, er ist in der Lyrik der reinste Vertreter der Basler Biedermeierzeit. Neben ihm steht der Dichter der «Kinderlieder», Obersthelfer Abel Burckhardt. Eine eigentliche Basler Dichterschule begründet hat aber der 1833 nach Basel berufene Germanist Wilhelm Wakernagel. Zu seinen bedeutendsten «Schülern» gehören Theodor Meyer-Merian, Jacob Burckhardt, Friedrich Oser, Jonas Breitenstein, Immanuel Stockmeyer, Rudolf Kelterborn und der Münsterpfarrer und letzte Antistes A. von Salis. Wir können die Entwicklung hier nicht weiter verfolgen.

Dem markigsten unter ihnen, dem Arzt und Spitalmeister *Theodor Meyer-Merian*, hat Jenny im Neujahrsblatt 1920 eine Monographie gewidmet. Vielleicht erinnern sich einige Leser von der Jubiläumsausstellung der Universität her an die köstlichen Karikaturen baslerischer Professoren: sie stammen ebenfalls von unserem vielseitigen Poeten und Spitaldirektor.

Meyers reifstes Werk, «Die Nachbarn», eine kleine Versidylle in Hexametern, erinnert bis in Einzelheiten hinein an Goethes «Hermann und Dorothea». Was Jenny besonders daran gefiel, war nicht in erster Linie, «was man an Stofflichem etwa zur Kenntnis des alten Basel daraus herauschälen kann, sondern was dem Stoff aus dem Gemüte des Dichters zugeflossen ist, die Ehrfurcht vor dem Gewordenen, die Anhänglichkeit an das Ererbte, die tiefe Liebe zum Frieden des Hauses, die unbestechliche Rechtlichkeit, aber auch die Achtung vor jedweder Tüchtigkeit und die Güte der Gesinnung».

Ebenfalls eine biedermeierliche Versidylle in Hexametern (aber schlechten), jedoch in reinstem Baseldeutsch, stammt von Emma Brenner-Kron, die «Bilder aus dem Basler Familienleben», die sich auch stark an das Goethesche Vorbild anlehnen. Viel Anregung und Rat verdankte die Dichterin Jacob Burckhardt, der bekanntlich seine eigenen, zum Teil großartigen Verse verleugnete und «der Poesie Valet sagte», sei es aus Zweifel am eigenen Können, sei es aus der verständlichen Scheu vor der kritischen Basler Öffentlichkeit.

Daß Burckhardt auch später noch, etwa auf Reisen, in unbeschwerter Stimmung, launige Gedichte geschrieben hat, wie das «Architekturlied aus Italien» («halb Dreck-, halb Götterland»), erfahren wir aus Jennys Aufsatz über «*Jacob Burckhardt und Ludwig Eichrodt, der Erfinder des Biedermeier*» (B. Jb. 1950). Dieser Eichrodt, Oberamtsrichter in Lahr, gehörte zum trink- und sangesfreudigen Kreise J. V. von Scheffels und schrieb 1850 für die «Fliegenden Blätter» parodistische Gedichte des «Gottlieb Biedermayer, Schulmeister in Schwaben», in denen er Biedermayers Freude an den alltäglichsten Dingen besang. Der Name dieser komisch-genügsamen Phantasiegestalt ist dann — auf noch ungeklärte Weise — zum Gattungsnamen für die ganze Epoche 1820—1850 geworden. Man denkt dabei zuerst an die heimelig-hausbackenen Bilder Ludwig Richters oder an die verträumten alten Winkel Spitzwegs mit ihren Sonderlingen und Käuzen; aber auch in der Dichtung, im Möbelstil und in der Mode hat die Biedermeierzeit ihr ganz bestimmtes Gesicht.

Die oben angedeutete Möglichkeit, die Basler Biedermeier-

dichtung als Quelle zu benützen, um daraus ein Zeitbild zu gewinnen, hat Jenny dann später, im B. Jb. 1949, ausgeführt, indem er hier die Namen der Dichter zurücktreten ließ und uns statt dessen die Stadt und ihre Bewohner schilderte, die alten Mauern und Tore, denen das moderne «trojanische Pferd», die Eisenbahn, bald den Garaus machen sollte, die Landgüter und Rebhäuslein, die Gärtlein im Stadtgraben, die heimeligen Lädeli und Bürgerhäuser mit all ihrem Drum und Dran. Und dann erst die Bewohner selbst, Männer und Frauen verschiedenen Standes und Charakters, Buben, Mädchen, Dienstboten, ihre Eigenheiten, ihre Kleider, ihre Bräuche . . . Man nehme das Jahrbuch 1949 zur Hand und lese das selber nach.

Jenny beschreibt das biedermeierliche Basel, wie wenn er es selber noch gekannt hätte. Aber noch intimer wird seine Schilderung, wenn er uns in sein eigenes Jugendreich führt, in das Kleinbasel der 80er Jahre; das ist gewissermaßen sein innerster Kreis. Im Jahrbuch 1942 berichtet er «*Aus der alten Ochsen-gasse*», wie sie bis zum Abbruch der linken Greifengasse 1918 bestanden hat, besonders von dem Hause seines Großvaters (Ochsen-gasse 3), das mit seinen «altmodischen Geschäftsräumen, Höflein, Anbauten, Stuben und Winkeln mitten in der mindern Stadt ein Kinderparadies bedeutete». Der Großvater, ein Jugendkamerad des Goldsuchers General Sutter, und nachher der älteste Sohn, der «Salz-Jenny», hatten hier ihr Spezierergeschäft, in dem es lieblich nach geröstetem Kaffee, Käse, Dörrobst, Petrol, und im Winter nach Stockfisch duftete. Die Vorratsräume mit ihren Kisten, Säcken und Tonnen eigneten sich ausgezeichnet für Versteckspiele, und der riesige Estrich gar, wo sich seit Generationen her die Schätze sammelten, barg die tollsten Möglichkeiten, sogar ein ausge-dientes Spinett, dessen Saiten sich für Pfeilbogen verwenden ließen.

Womöglich noch köstlicher ist, was Jenny über die Bewohner des damaligen Kleinbasel zu erzählen weiß. Auf die wohl öfter gedachte als ausgesprochene Frage: «Het 's dert au räichti Lit?» antworteten die Bürger des «minderen Basel» mit einem eigenen Lokalstolz. Eine lange Reihe origineller Figuren läßt Jenny in seinem Aufsatz «*Kleinbasler Käuze*» (B. Jb.

1945) aufmarschieren: vom Kacheliflicker bis zum Philosophieprofessor, einen derb-witzigen Industriellen, Honoratiorenfamilien, Fromme aller Art, räße Frauen, kauzige Geistliche und ihre Komparsen usw. Ein wahrer «humoristischer Hausschatz», diese Bildermappe! Aber nirgends vernehmen wir schadenfrohes Lachen oder verletzenden Spott, sondern nur ein gutmütiges Schmunzeln, das alles Menschliche versteht und verzeiht. Hier sehen wir am schönsten den «anderen Jenny», nicht den pedantisch strengen Schulmann, sondern den fröhlichen, humorvollen, grundgütigen Menschen, der er eben auch war. Ein milder sonntäglicher Glanz liegt über seinem biedermeierlichen Basel, und ganz besonders natürlich über seinem Kleinbasel. Jenny schildert seine Heimat — wie es Paul Burckhardt von sich in seiner Stadtgeschichte so schön sagt — «mit der Liebe eines erwachsenen und hellsichtigen Sohnes, der die Vorzüge seiner Mutter dankbar anerkennt und ihre Fehler zu tragen weiß». Ja, war er, so möchten wir abschließend fragen, nicht selber auch eine Art von Kauz, eine durch und durch originelle Lehrerpersönlichkeit, wie so viele seiner Kollegen am alten Gymnasium? Ein gutes Stück Alt-Basel ist mit ihm für immer dahingegangen; aber sein bestes Teil lebt weiter in seinem Werk.